

DIE ARCHÄOLOGISCHEN GRABUNGEN IN DER KIRCHE VON AURACHKIRCHEN

Von Josef Reitinger

(Mit 6 Abb. auf den Tafeln XVIII–XX und 14 Abb. im Text)

Im Herbst 1968 wurde die Filialkirche von Aurachkirchen (Textabb. 1) zum letztenmal gründlich restauriert. Da das stark durchfeuchtete Fundament-mauerwerk trockengelegt werden sollte, mußten der Fußboden und das anstehende Erdreich entfernt werden, um eine mächtige Rollschotterschicht einbauen zu können. Die dadurch notwendig gewordene Aufgrabung wurde zum Anlaß genommen, die Kirche archäologisch zu untersuchen.

Eine solche Untersuchung war hier mehr als sonstwo begründet, weil es darum ging, die mit der Entstehungsgeschichte dieses Kirchleins verbundene Sage auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Im Volksmund wurde die Kirche allseits als Römerkirche bezeichnet, und an der Südwand war bis zum Jahre 1968 zu lesen: »Als römischer Wachturm erbaut im Jahre 9 v. Chr.« Das war eine so kühne Behauptung, daß sie einem Fachmann schon nach dem ersten Lokalausgensein als unhaltbar erscheinen mußte. Es galt daher, diese »Überlieferung« mit archäologischen Methoden zu überprüfen.

Wie alt diese Volksmeinung ist und wer als Vater dieser Sage angesehen werden kann, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen, weil diese Filialkirche bis zum Jahre 1954 im heimatkundlichen Schrifttum kaum Beachtung gefunden hat. Die Kirche ist zweifellos ein romanischer Bau, und ich vermute, daß der Stilbegriff romanisch vom Volk mißverstanden und in römisch abgewandelt worden ist. Wenn diese Vermutung richtig ist, würde die Sage von der Römerkirche auf eine Begriffsverwechslung, einen Irrtum, zurückgehen, der vor rund 100 Jahren entstanden sein könnte.

Möglicherweise geht die Theorie, daß das Kirchlein aus einem mehrgeschossigen römischen Wachturm, einem »Monopyrgium«, wie man immer wieder lesen kann, entstanden ist, auf den Salzburger Weltpriester und Kirchenhistoriker Dr. Alois Huber zurück. Im 3. Band seiner 1874 erschienenen »Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland«¹

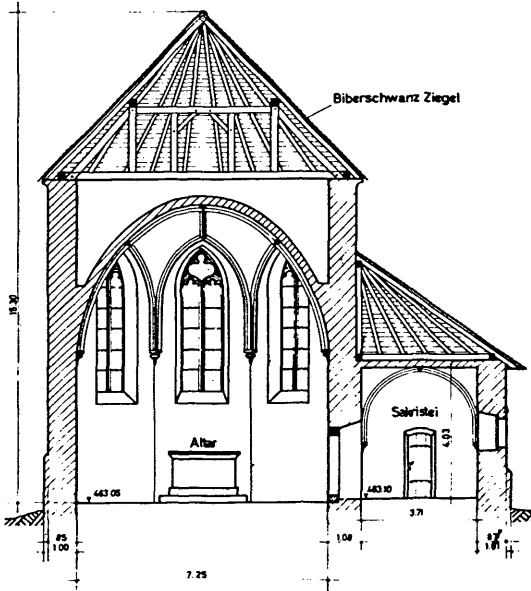
1 Alois Huber, Geschichte d. Einführung u. Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland, 3 Bde. Salzburg 1874, hier besonders Bd. 3, S. 27.

148

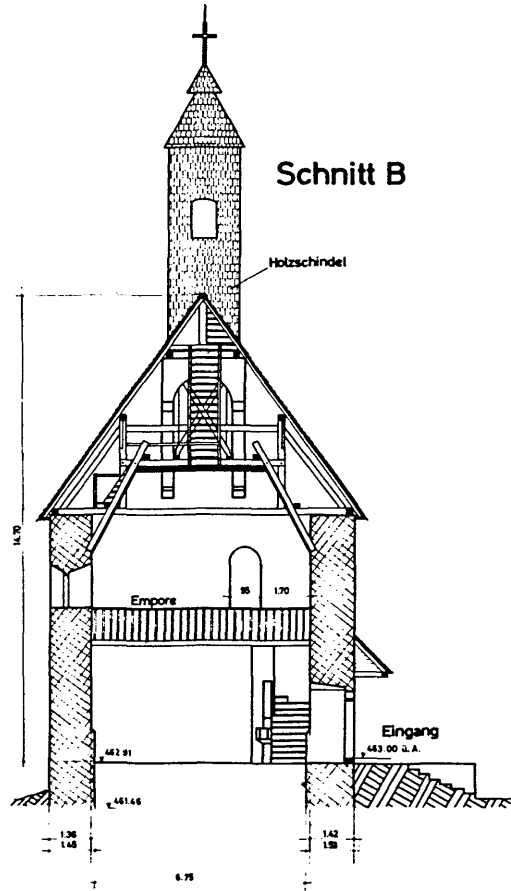
Josef Reitingner

Kirche in Aurachkirchen.

Schnitt A



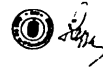
Schnitt B



Legende:

-  romanisches Mauerwerk
-  gotisches Mauerwerk

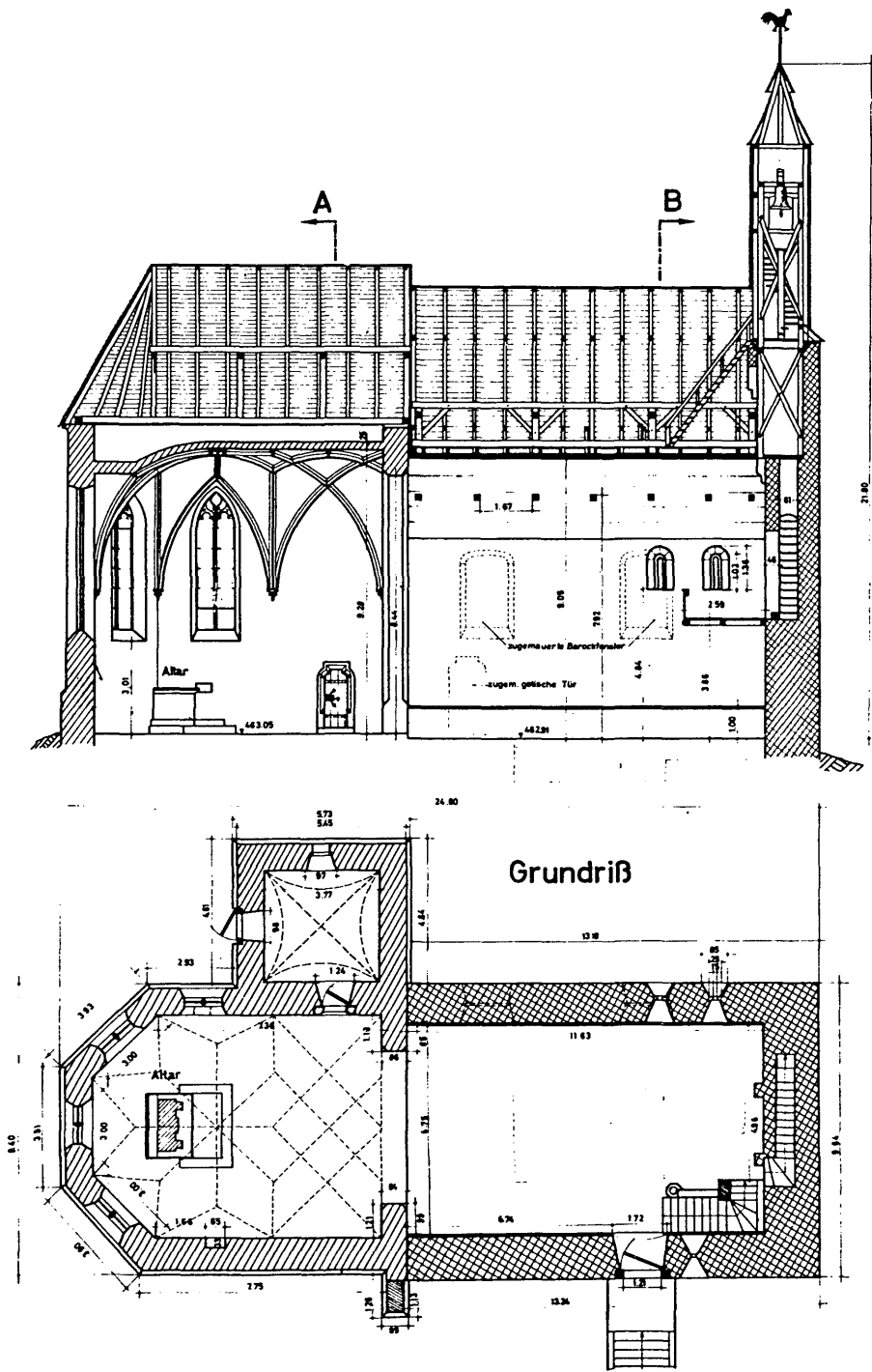
Amt der o.ö. Landesregierung
Bau6 - Vermessung, G.Z. 2/69.



Maßstab 1:100

Aufnahme und Ausarbeitung:
Ing. Wladimir Obergottsberger

Linz, 18. Februar 1969

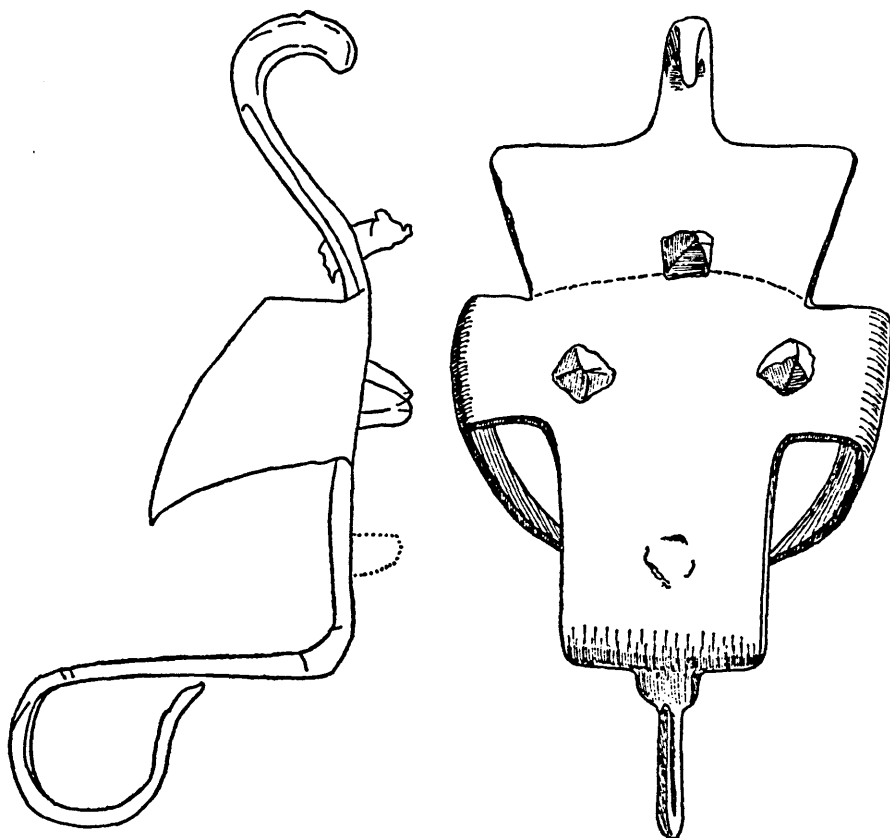


beschreibt er auf Seite 27 eine von ihm vermutete »römische Salzstraße«, die entlang des rechten Aurach-Ufers nach Attnang geführt haben soll. In diesem Zusammenhang heißt es dann wörtlich: »Ich habe in einer besonderen Schrift das Schiff der St. Nikolauskirche zu Aurachkirchen und die Area, auf der sie steht, als spätrömisches Monopyrgium nachgewiesen, und die Einwände, welche dagegen von einer allerdings competenten Seite erhoben worden sind, haben mich keines anderen belehrt, mich jedoch veranlaßt, Nachgrabungen zu veranstalten. Das bisher erzielte Resultat davon waren mehrere unverkennbare Legionsziegelstücke, leider noch keines mit Legionsstempel. Sobald es mir geglückt sein wird, ein solches zu entdecken, wird besagtes Schriftchen zur Veröffentlichung reif sein.« Diese Schrift ist nie erschienen. In der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, war es mir nicht möglich festzustellen, wann und wo der in kein biographisches Lexikon aufgenommene Verfasser gestorben ist und wo sich sein wissenschaftlicher Nachlaß – falls erhalten – heute befindet. Beachtenswert erscheint jedenfalls, daß Hubers Theorie schon um 1870 von »competenter Seite«, wie er selbst schreibt, widersprochen wurde. Wenn man überdies noch bedenkt, wie oft im vorigen Jahrhundert neuzeitliche Funde, Ziegel und Baureste von den damaligen Amateurarchäologen fälschlich als römisch oder keltisch interpretiert worden sind, gewinnt man den Eindruck, daß auch Hubers römische Legionsziegel, wenn sie noch vorhanden wären, einer fachmännischen Überprüfung nicht standhalten würden. Bei der von mir durchgeführten archäologischen Untersuchung des Kircheninneren sind keine Spuren von Hubers Grabungstätigkeit zum Vorschein gekommen. Ich vermute daher, daß Huber nicht in der Kirche gegraben hat, was ja auch dem damaligen Zeitgeist widersprochen hätte, sondern daß er außerhalb des Gebäudes sondiert hat. Dieses Gebiet ist aber alt verbaut, und daher sind auch einige altertümlich aussehende Ziegelbruchstücke kein besonderes Vorkommnis.

Zum Ausbau der Theorie vom römischen Ursprung der Kirche hat sicherlich nicht nur der altertümliche (romanische) Baustil des Gebäudes, sondern auch die Auffindung einer römischen Hipposandale (vermutlich um 1880) in der 2 km entfernt gelegenen Ortschaft »Tiefenweg« beigetragen² (Textabb. 2). Eine Hipposandale ist ein eiserner Pferdeschuh für kranke oder wundgetretene Pferdehufe. Sie wurde, ähnlich wie ein Steigeisen, mit Riemen am Fuß des Pferdes festgebunden und natürlich nur so lange getragen, bis der Huf wieder gesund war. Der Hufbeschlag war bei den Römern noch nicht üblich. Nach diesem Fund hat man, wie in Krackowitzers Geschichte der Stadt Gmunden³ zu lesen ist, die Vermutung, daß nahe der Kirche eine Römerstraße vorbeigeführt haben müsse, bereits als bewiesene Tatsache angesehen. Dem

2 Hans Deringer, Hipposandalen. Oö. Heimatblätter, Jg. 15, 1961, S. 27–48, hier besonders S. 33, Nr. 28 u. Abb. 16.

3 Ferdinand Krackowitzer, Geschichte d. Stadt Gmunden, Bd. 1, 1898, S. 98 f.



Textabb. 2: Hipposandale, gefunden um 1880 in Tiefenweg bei Aurachkirchen. Komplett und sehr gut erhalten. Die Stollen auf der rechteckigen Bodenplatte zeigen fast keine Benützungsspuren (ein Stollen ist ausgebrochen). Gewicht 1145 g. Nach H. Deringer Typus I.

vermeintlichen römischen Wachturm, aus dem nach der Christianisierung die heutige Kirche geschaffen worden sein soll, hat man die Aufgabe zugedacht, den Verkehr auf der Römerstraße zu sichern.

Die Passagen in den beiden zitierten Werken, die sich auf die Kirche von Aurachkirchen beziehen, umfassen jeweils nur einige Druckzeilen. Sie sind auch gleichzeitig die ältesten Literaturquellen über Aurachkirchen. Vermutlich hat auch erst seit dieser Zeit die Bevölkerung unwidersprochen von der »Römerkirche« geredet⁴. Die Inschrift »Als römischer Wachturm erbaut im

4 In der 1911 erschienenen Broschüre »Publikationen des Gmundner Museums«, in der auf S. 10–13 die Kirche von Aurachkirchen erstmals ausführlicher beschrieben wurde, werden diese Phantasien und eine ganze Reihe kunstgeschichtlicher Irrtümer bereits so dargestellt, als ob es sich um gesicherte Fakten handeln würde.

Jahre 9 v. Chr.», die, wie erwähnt, bis 1968 an die Kirchenwand geschrieben war, dürfte nach dem Schriftduktus ebenfalls aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts stammen. Man konnte auch deutlich erkennen, daß sie bei einer späteren Neufärbelung der Mauer von einer Übertünchung ausgespart worden ist. Erst nach 25 Jahren wird Aurachkirchen in der Literatur wieder berücksichtigt, nämlich im Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs (Dehio), das im Jahre 1935 in 1. Auflage erschienen ist⁵. Hier wurde erstmals das Langhaus der Kirche vom Kunsthistoriker Josef Wimmer als romanischer Bau des 12. Jahrhunderts datiert. Die Sage vom römischen Ursprung der Kirche wurde mit keinem Wort erwähnt.

Diese Sage wurde vor allem in der Nachkriegszeit in ausführlicher Form in der Literatur breitgetreten. Zunächst 1954 in einem Aufsatz von Hanns Loderbauer⁶ und 1967 in einem Beitrag von Josef Jebinger⁷. Beide Autoren, zwei lokale Heimatkundler, berufen sich bei ihrer Erzählung auf den Aurachkirchner Gastwirt Karl Mooshammer, der 1961 im 82. Lebensjahre verstorben ist und ihnen sehr anschaulich die römische Vorgeschichte des Kirchleins erläutert hat. Diesen Publikationen folgte eine ganze Flut von Zeitungsaufsätzen über Aurachkirchen, die, so wie die schon zitierte Literatur, von Ungereimtheiten nur so strotzen. Da keiner von diesen Schreiberlingen selbst etwas verstanden hat, wurde das schon Veröffentlichte mit seinen Fehlern immer wieder abgeschrieben⁸.

Die Phantasie hat sich nicht nur der alten Kirche, sondern auch der alten Glocke, die im Dachreiter des Kirchleins hängt, bemächtigt. In mehreren, ebenfalls von Nichtfachleuten geschriebenen Aufsätzen⁹ wurde sie immer wieder fälschlich in die Merowingerzeit (481–751 n. Chr.) datiert und als älteste Glocke des deutschen Sprachraumes bezeichnet. Anlaß für diese Fehleinschätzung dürfte eine für den Laien unleserliche lateinische Inschrift in seiten-

5 Georg Dehio, Handbuch d. deutschen Kunstdenkmäler, Abt. 2, Österreich, Bd. 2, 1935, S. 438 f.

6 Hannes Loderbauer, Das Aurachkirchlein am alten Salzweg d. Römer. Jahrbuch f. die Katholiken des Bistums Linz 1954, S. 139–143.

7 Josef Jebinger, Aurachkirchen – eine Dorfkirche in Oberösterreich, in: Vierteljahresschr. Oberösterreich, Jg. 17, H. 1/2, S. 71–73.

8 Folgende Zeitungsartikel sind mir – chronologisch geordnet – bekannt geworden: Salzkammergut-Ztg. v. 2. u. 9. September 1954; Linzer Volksbl. Nr. 211 v. 11. September 1954; Lenzingen Zellwolle-Ztg., Jg. 2/1956, H. 12, S. 14–15; Neue Illustr. Wochenschau Nr. 31 v. 4. August 1957; Linzer Volksbl. 1959, Nr. 193; Öö. Nachrichten v. 21. Juli 1959, S. 5/2 u. 3; Neues Österreich v. 26. Mai 1962; Salzburger Nachr. v. 18. Juli 1962; Linzer Volksbl. v. 31. Oktober 1964; Salzkammergut-Ztg. v. 5. November 1964; Salzkammergut-Ztg. v. 21. Jänner 1965; Tiroler Tagesztg. v. 10. Juli 1965; Salzkammergut-Ztg. v. 8. Dezember 1966; Linzer Kirchenblatt, Jg. 22/1966, Nr. 52; Salzkammergut-Ztg. Nr. 37 v. 12. September 1968.

9 J. Jebinger, Aus der Geschichte der Glocken. Oberösterr. Volkskalender 1970, S. 103–105. Ders., Unschätzbare Werte in einem Dorfkirchlein. Das Monopyrgium zu Aurachkirchen – die älteste Glocke im deutschen Sprachraum hängt in Aurachkirchen. Linzer Volksblatt, Jg. 91, 1959, Nr. 193, S. 13. Adelbert Muhr, Die Merowingerglocke von Aurachkirchen. Neue Illustr. Wochenschau Nr. 46 v. 18. November 1962, S. 23.

verkehrten Kursivbuchstaben gewesen sein, die wohl von einem der vielen halbgebildeten Besucher als frühmittelalterlich (merowingisch) angesehen wurde. In Wirklichkeit handelt es sich aber, wie Gerhard Gommel in seinem Aufsatz¹⁰ dargelegt hat, um eine mittelalterliche kursive Schriftform aus der Zeit um 1280, die damit auch die Glocke in die Erbauungszeit der Kirche datiert. Die Inschrift wurde in die Gußform seitenrichtig eingraviert und erscheint daher heute auf der Glocke seitenverkehrt und kann deshalb nur mit Hilfe eines Spiegels von rechts nach links gelesen werden. Die Inschrift gibt die lateinische Antiphon des römischen Offiziums zum Benedictus der Oktav des Weihnachtsfestes wieder: »Mirabile misterium declaratur hodie quia innovantur nature deus homo factus ut quod fuit permansit et quod non erat assumpsit ecetera«, was zu deutsch heißt: »Ein wunderbares Geheimnis wird heute verkündigt, weil die Naturen neu werden, Gott ist Mensch geworden. Was er gewesen ist, ist er geblieben, und was er nicht war, hat er angenommen etc.« Auf einer dritten Inschriftzeile steht dann noch »magister heinric(u)s campanator«, nennt also den Glockengießer Heinrich als Verfertiger dieser Kirchenglocke, was für die damalige Zeit noch sehr ungewöhnlich war.

Ob der heutige hölzerne Dachreiter tatsächlich einen gemauerten Turm als Vorgänger hatte, der, wie es in der Literatur heißt, abgetragen werden mußte, als die Kirche von den Protestanten benützt wurde(?), läßt sich zur Zeit nicht klären. Alle Berichte begründen diese Behauptung damit, daß die schmiedeeiserne Uhr, die in der Sakristei steht, nach der Abtragung des Turmes dorthin gekommen wäre. Diese Uhr stammt frühestens aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, ist nach einer nur mehr schwer lesbaren Inschrift um 1850 noch restauriert und demnach auch noch verwendet worden. Nach der im Jahre 1911 erschienenen Veröffentlichung »Publikationen des Gmundner Museums« befand sie sich damals bereits in der Sakristei. Demnach müßte der gemauerte Turm zwischen 1850 und 1911 abgetragen und durch den hölzernen Dachreiter ersetzt worden sein, was nicht stimmen kann, denn am 15. Juli 1910 hat der Kirchnerhaltungsverein dem Gemeindeamt mitgeteilt, daß geplant ist, den Dachstuhl samt Turm zu erneuern. Widersinnig ist auch die Behauptung der schon zitierten Veröffentlichung des Gmundner Museums, daß der hölzerne Dachreiter erst im Jahre 1816 gebaut wurde. Damals ist doch bekanntlich die Glocke nach Ohlstorf gekommen, und damit hätte man auch keinen Turm mehr gebraucht. Sicherlich war dieser Dachreiter damals schon vorhanden, denn wo wäre denn sonst die Glocke bis zum Jahre 1816 montiert gewesen?

In diesem Zusammenhang mag es vielleicht noch erwähnenswert sein, daß auch der Ortsname Aurachkirchen jungen Datums ist. Die säkularisierte Kirche wurde laut »Kauf- und Verkaufs-Contrakt« vom 11. Dezember 1816

10 Gerhard Gommel, *Geheimnisse einer alten Glocke*. JbOöMV, Bd. 118, 1973, T. 1, S. 149–160, Taf. XXIII f.

von den Bewohnern der Ortschaft Aurach um 600 Gulden und 40 Kreuzer von der »Vogtey Grafschaft Orth« gekauft, um zur Gewinnung von Baumaterial abgebrochen zu werden. Von einer Römerkirche ist in diesem Vertrag noch keine Rede. Nicht nur in diesem Kaufvertrag, sondern auch noch in einer am 16. März 1853 angefertigten Planaufnahme heißt die Ortschaft noch Aurach. In einem Schriftstück aus dem Jahre 1879 dagegen bereits Aurachkirchen¹¹. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist das letztlich doch nicht zum Abbruch gekommene Kirchengebäude als »Gotteshaus« wieder aktiviert worden, was im Rückkauf (28. September 1868) der im Jahre 1816 nach Ohlstorf gekommenen alten Glocke seinen besonderen Ausdruck gefunden hat. Mit dieser Neubesinnung auf die alte Kirche dürfte auch der Ortsname in Aurachkirchen umgewandelt worden sein, um den Ort besser vom nahe gelegenen Dorf Aurach am Hongar unterscheiden zu können¹².

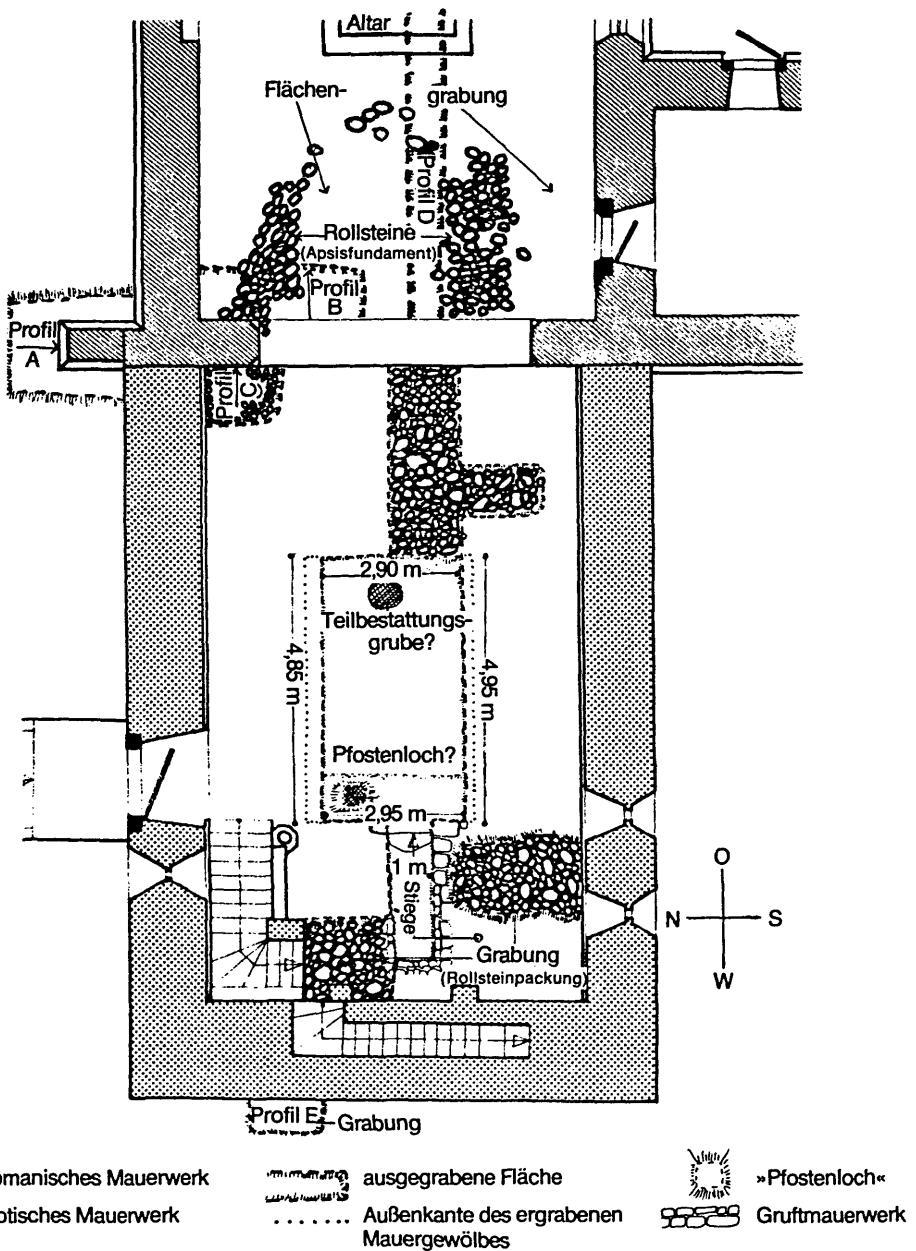
Um die sensationellen »Überlieferungen« über den römischen Ursprung der Kirche auf ihre Richtigkeit zu überprüfen, wurde, wie schon erwähnt, die Kirchenrestaurierung von 1968 zum Anlaß genommen, den Innenraum archäologisch zu untersuchen¹³. In einer dreiwöchigen Grabung im September 1968 wurden zwei Drittel der Kirche flächenmäßig und der Rest durch Suchgräben untersucht. Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen, es wurden weder Hinweise auf einen römischen Wachturm oder ein anderes römisches Bauwerk noch auf einen vor dem heutigen Kirchenbau bestanden Sakralbau gefunden. Dagegen wurde aber in der Mitte des Kirchenschiffes eine bei der Gotisierung zerstörte und zugeschüttete ehemalige Gruft entdeckt. Wenn diese Gruft in den seither verflossenen 500 Jahren beim Volke restlos in Vergessenheit geraten konnte, dann erscheint es völlig unglaublich, daß es sich bei der römischen Wachturmtheorie um eine kontinuierliche Volksüberlieferung handelt, und meine Vermutung, daß wir es mit einem Mißverständnis des 19. Jahrhunderts zu tun haben, gewinnt an Wahrscheinlichkeit.

Das romanische Kirchengebäude, von dem heute das Langhaus mit geringfügigen späteren Veränderungen noch besteht, dürfte am Ende des 12. Jahrhunderts erbaut worden sein. Die Gruft ist mit diesem Bau nahtlos verwoben und muß daher aus der gleichen Zeit stammen. Sie lag, wie aus dem Plan (Textabb. 3–5) ersichtlich ist, annähernd in der Mitte des Kirchenschiffes und hatte eine Länge von 4,85 beziehungsweise 4,95 m und eine lichte Breite von 2,90 beziehungsweise 2,95 m. Der rechtwinkelig geknickte Stiegenabgang (Textabb. 6a u. 6b) war 3,30 m lang und, soweit sich dies, weil die Stufen schon fehlten, noch rekonstruieren ließ, ungefähr 1 m breit. Die mit einer bis auf den

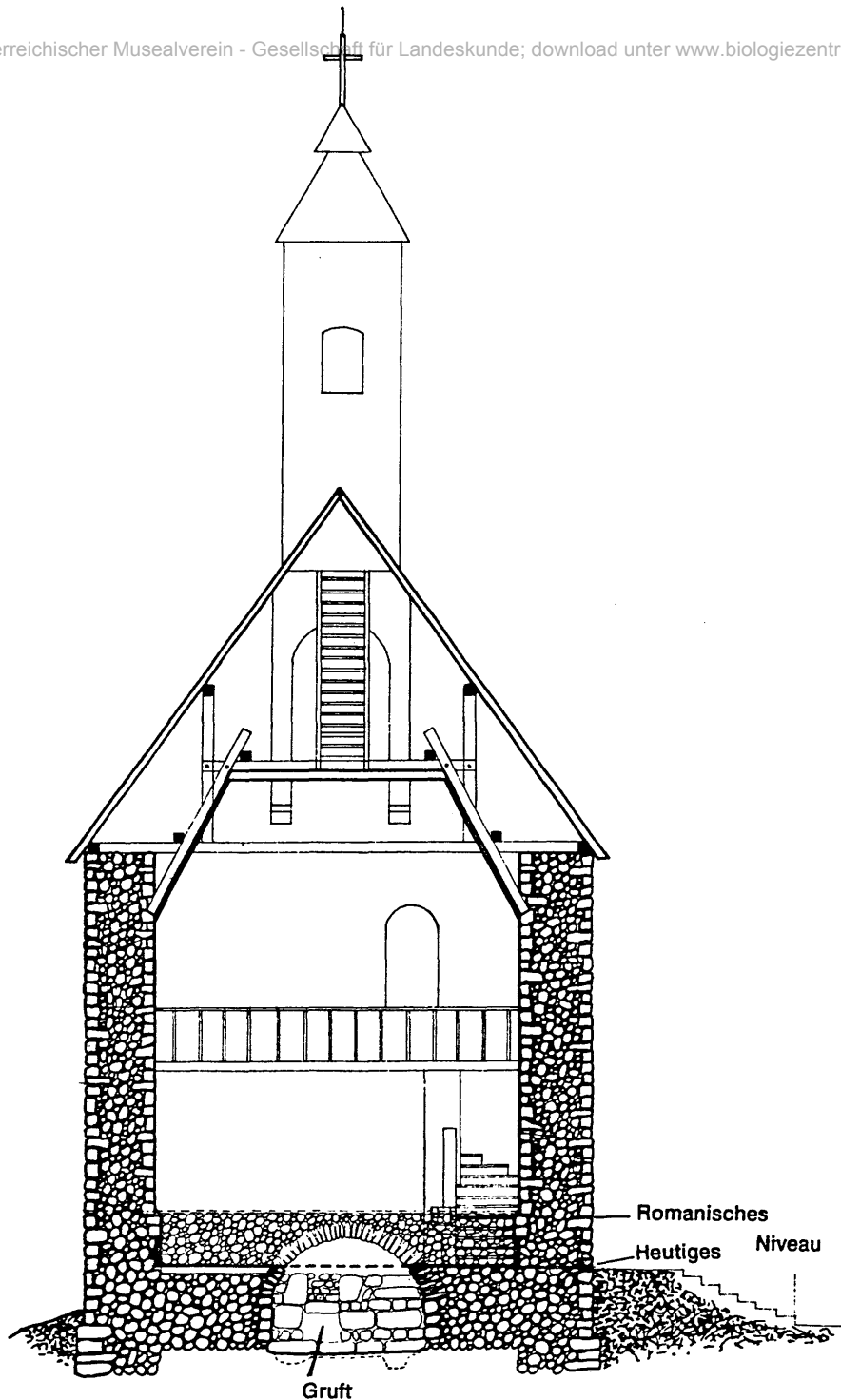
11 Alle drei zitierten Schriftstücke befinden sich im Besitze des Kirchenerhaltungsvereines Aurachkirchen.

12 In der Veröffentlichung »Publikationen des Gmundner Museums« ist die Namensänderung mit 1816 angegeben, was sicher unrichtig ist.

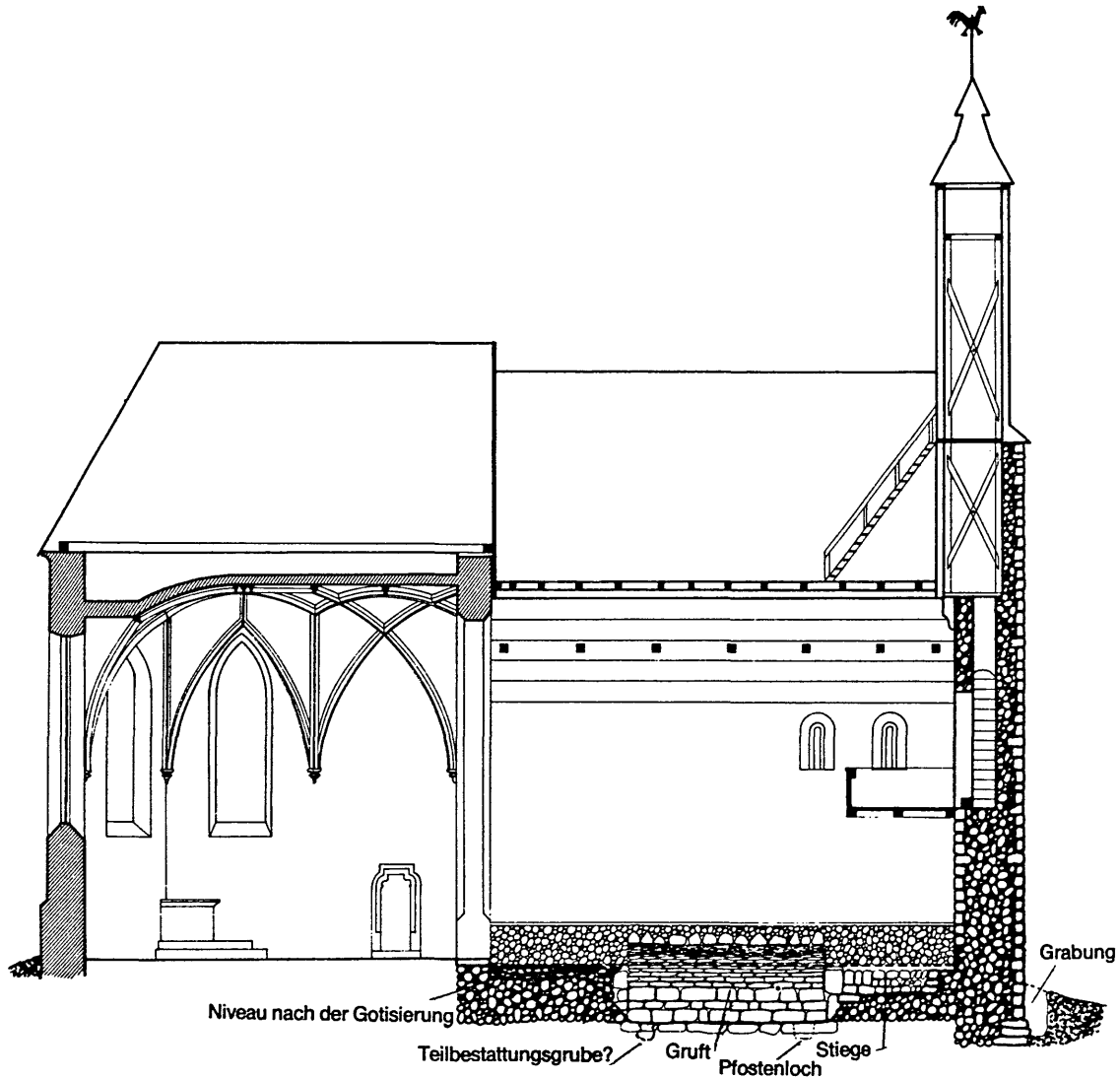
13 Grabung in Aurachkirchen: Interessante Entdeckung. Salzkammergut-Ztg., Jg. 74, Nr. 37, v. 12. September 1968, S. 3 u. 6.



Textabb. 3: Grundriß der Kirche, aus dem die Lage der Gruft samt ihrem Stiegenabgang und die Grabungsflächen sichtbar sind. Der Chor wurde mit Ausnahme der Flächen, die Altar und Kanzel (die beide nicht abgetragen werden durften) einnehmend, flächenmäßig durchgegraben. Die steinerne Altarmensa ruhte auf einem gleichen, 30 cm mächtigen Rollsteinmauerwerk als Fundament, wie es überall im Langhaus zum Vorschein gekommen ist.



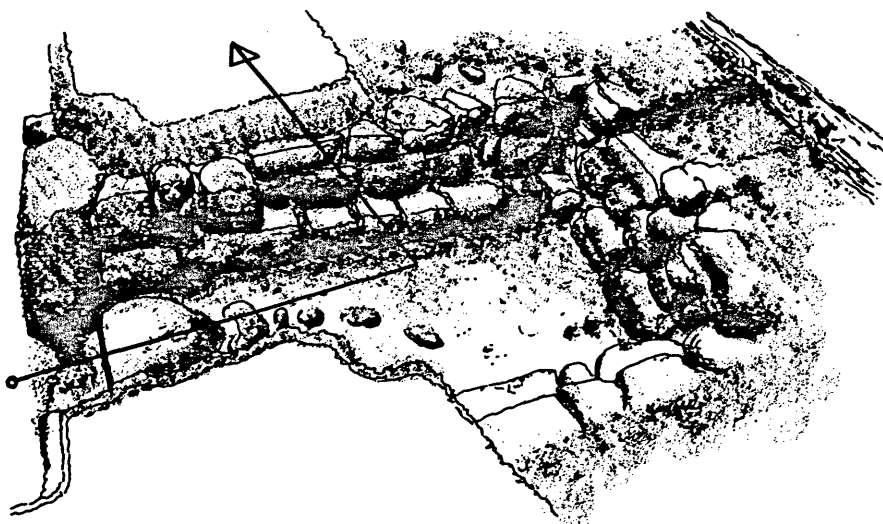
Textabb. 4: Der Querschnitt zeigt die ursprüngliche Zweigeschossigkeit des romanischen Langhauses. Anlässlich des Anbaues des wesentlich höheren gotischen Chores wurde das Fußbodenniveau um mindestens 110 cm abgesenkt, um die beiden Bauwerke auf eine Ebene bringen und harmonisch miteinander verbinden zu können. Damit diese Absenkung möglich wurde, mußte das obere Drittel der Gruft abgebrochen und der Hohlraum zugeschüttet werden. Der abgetragene Teil des Gruftgeschosses ist in der Zeichnung durch dünnere Strichführung kenntlich gemacht.



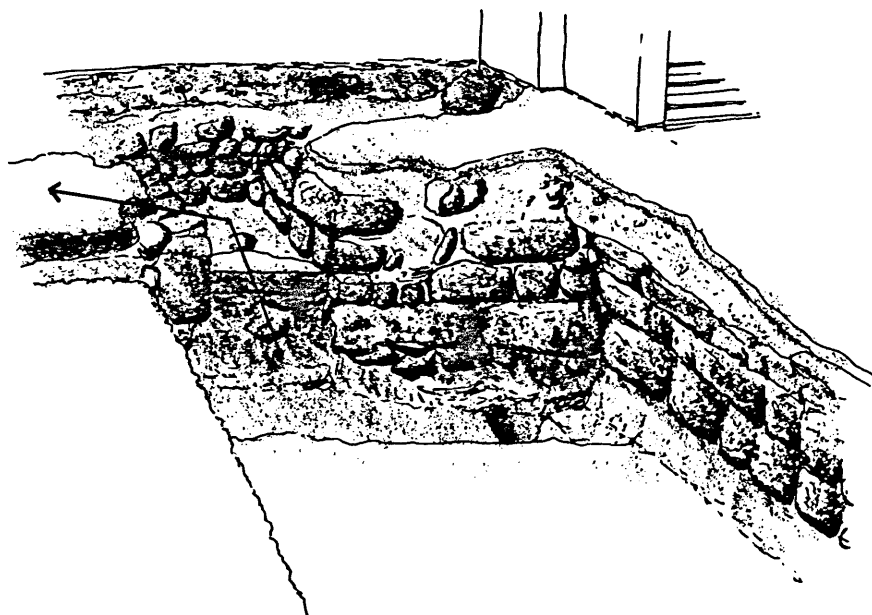
Texttabb. 5: Längsschnitt durch die Kirche. Das Niveau der ursprünglichen Langhausaufmauerung (Rollsteinmauerwerk) mit der darunter befindlichen Gruft ist durch eine dünnere Strichführung kenntlich gemacht und damit vom heutigen Bauzustand, den der Längsschnitt wiedergeben soll, abgesetzt.

Fußboden herabreichenden Tonne eingewölbte Gruft war im Gewölbescheitel ca. 1,80 m hoch. Der Stiegenabgang dürfte im Kirchenschiff durch eine Falltür abgeschlossen gewesen sein (Abb. 4). Vom Freien war die Gruft, die auch kein Fenster hatte, nicht zugänglich. Soweit das heutige Bodenniveau außerhalb der Kirche eine Beurteilung zuläßt, dürfte bei der Errichtung der Gruft nicht viel mehr als der Humus abgetragen und dann das Bauwerk weitgehend oberirdisch aufgemauert worden sein. Der Hohlraum zwischen Gruftmauerwerk und Langhausmauern wurde mit faust- bis kopfgroßen Rollsteinen ausgefüllt. Die Zwischenräume zwischen dieser Steinauffüllung waren mit sehr magerem Mörtel, der sich fast wie stark verfestigter Sand darbot, ausgefüllt. Das Gruftgeschoß wurde damit zu einem massiven Fundamentsockel, auf dem das auf der Innenseite um etwa 15 cm abgesetzte, also verjüngte, aufgehende Kirchenmauerwerk aufgesetzt wurde. Die Kirche war demnach zweigeschossig, weshalb sie von außen für eine romanische Kirche ungewöhnlich hoch und schlank wirkt. Nach der Fertigstellung des Gruftgeschosses dürfte rund um die Außenmauern der Kirche Erdreich aufplaniert worden sein, weil heute der Erdboden zur Kirche hin allseits etwas ansteigt. Für eine genaue Feststellung des ursprünglichen Bodenniveaus wären außerhalb der Kirche kostspielige Grabungen notwendig gewesen, weil an der Südseite der Hausgarten des Gasthauses liegt (wie ein Foto aus dem Jahre 1911 zeigt, hat dieser schon damals bestanden) und an der Nordseite im Jahre 1929 ein langer Keller eingebaut wurde, die bei einer Grabung stark in Mitleidenschaft gezogen worden wären. Für eine solch aufwendige Grabung fehlten aber das Geld und die Zustimmung des Grundeigentümers.

Das Gruftmauerwerk wurde aus verschiedenen großen, nur schlecht behauenen Konglomeratquadern (Nagelfluh) in reichlicher Kalkmörtelbindung errichtet (Abb. 5). Auf der Nordseite des Gruftmauerwerkes lassen sich im Mörtelbett die Schalungsbretter der Tonne noch sehr gut erkennen (Abb. 1). Dieses Gruftmauerwerk war nicht verputzt (Abb. 2). Die Mauern des Kirchenschiffes sind in solider Hausteintechnik aufgemauert und in dieser Qualität für die Romanik besonders charakteristisch. Als Baumaterial wurden für das Kirchenschiff außen große, sorgfältig behauene Tuffquadern, für das Gruftgeschoß und für die Dachzone Konglomerat (Nagelfluh) verwendet. Die Herkunft dieses Steinmaterials, das sicherlich aus der näheren Umgebung stammen wird, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit lokalisieren, da die Tuffvorkommen meistens sehr klein sind und in der Regel so vollständig abgebaut wurden, daß es im Gelände nirgends aufgelassene Tuffsteinbrüche gibt. Etwa 500 m südlich von der Kirche, annähernd in der Mitte zwischen Autobahn und Aurachkirchen, gibt es an der rechten Böschung des Aurachtales einen schon ganz verfallenen Konglomeratsteinbruch, aus dem möglicherweise auch Material für den Kirchenbau geholt wurde. Auch an der gegenüberliegenden (linken) Aurachtalböschung tritt der Nagelfluh offen zutage. Der Raum



Textabb. 6a: Stiegenabgang zur Gruft (Ausgrabungsbefund). Die Stiege war etwa 1 m breit. Es war nur mehr die unterste, beschädigte Stufe vorhanden. Die anderen, gut erhaltenen Stufen wurden vermutlich vor der Zuschüttung der Gruft entfernt und als wertvolle Spolien wiederverwendet. Wie die auf der Zeichnung sichtbare Stufenuntermauerung zeigt, dürfte der Stiegenaufgang rechtwinklig gebogen verlaufen sein. Bei geradem Verlauf hätte sie an die Langhauswestwand gestoßen und wäre damit unbegehrbar gewesen.



Textabb. 6b: Westwand der Gruft mit Stiegenaufgang. Von den Stufen war nur mehr die vorletzte von unten erhalten. Der Treppenverlauf war nach links rechtwinklig geknickt.

zwischen der inneren und äußeren Quadermauer war ebenfalls mit kugeligen Geröllsteinen in Kalkmörtelbindung gefüllt. Die Kirche ist also, wie es zu jener Zeit üblich war, aus einem zweischaligen Mauerwerk errichtet worden, was an den Mauerkronen unterhalb des Dachstuhles sehr klar sichtbar ist.

Das im Stil der Romanik verhältnismäßig niedrig gehaltene Kirchenschiff wurde mit einer Flachdecke (Balkendecke) abgedeckt. Weil das Langhaus und damit auch diese Flachdecke niedriger waren als der gotische Chor, wurde diese Flachdecke 1968 entfernt (nur die alten Querbalken blieben erhalten) und durch eine neue, gebrochene Holzdecke ersetzt, die jetzt den gotischen Chorbogen bis zum Scheitel sichtbar macht. Das romanische Langhaus wurde durch vier knapp unter der Holzdecke befindliche schmale Rundbogenfenster, von denen drei heute noch sichtbar sind, notdürftig beleuchtet. Das Fenster an der Westseite, das wohl den Stiegenaufgang zum Turm beleuchtet hat, ist immer noch vermauert. Um den ursprünglichen Raumeindruck wiederherzustellen, wurden die beiden Fenster in der südlichen Langhausmauer bei der Restaurierung des Jahres 1968 wieder freigelegt und dafür die zwei großen Barockfenster, die sehr störend wirkten, wieder zugemauert, was im Quadermauerwerk gut sichtbar ist. Ob der Altar dieser romanischen Kirche in einer Rundapsis oder in einem quadratischen Choranbau, wie er damals bei uns üblich war, stand, konnte bei der Ausgrabung nicht eindeutig geklärt werden. Bei der Errichtung des spätgotischen Chores wurde das Gelände so tief abgegraben, daß vom ehemaligen Chormauerwerk nur mehr wenige kleine, unbehauene Fundamentsteine liegen blieben, die sowohl auf der Innen- als auch auf der Außenseite nicht einmal mehr eine Spur der ursprünglichen Mauerkante erkennen ließen (Textabb. 3 u. 13). Die vorgefundenen Steinsetzungen würden aber eine Rundapsis durchaus diskutabel erscheinen lassen.

Die Toten mußten in der Antike laut Gesetz außerhalb der Stadtmauern bestattet werden. Daher war in Anlehnung an diese profane Tradition zunächst auch das Bestatten in den Kirchen untersagt. Als Begründung wurde vornehmlich die Ehrfurcht, die der Christ der Eucharistie schuldet, genannt. »Wo der Leib des Herrn bereitet wird, soll nicht begraben werden«, gebot im Jahre 442 die Synode von Vaison¹⁴. Ein Bestattungsplatz nahe den Reliquien der Heiligen und in einem Raum, in dem auch für die Verstorbenen regelmäßig gebetet wurde, war andererseits für jedermann ein begehrter Begräbnisplatz, weil man sich in solcher Umgebung für die »arme Seele« Heil und Erlösung erwartete. Daher wurde dieses Bestattungsverbot immer mehr durch Ausnahmen (besonders für die Mitglieder des Herrscherhauses und die Bischöfe) durchlöchert, bis Kaiser Leo VI. (886–912) jegliche Einschränkung für die Beisetzung in der Kirche aufhob. Trotzdem lebte die Erinnerung an das

14 Bernhard Kötting, *Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude*. 1965, S. 33.

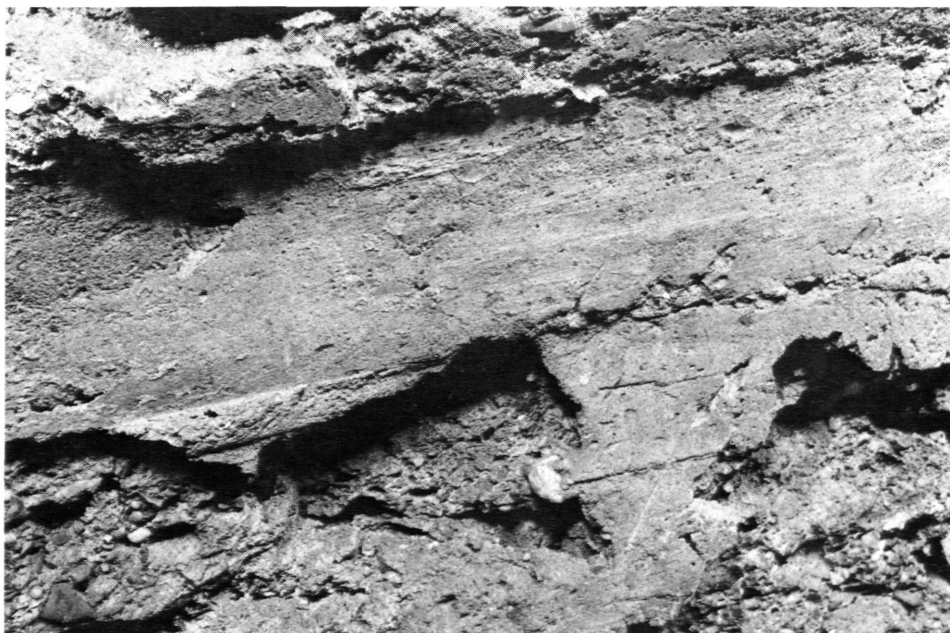


Abb. 1: Nordseite des Gruftgewölbes (Tonnengewölbe). Wie die Aufnahme zeigt, waren die schlecht bearbeiteten Quadern in einer sehr fetten Kalkmörtelbettung verlegt. In diesem Mörtelbett sind die Fugen der Gewölbeschalungsbretter noch gut erkennbar.



Abb. 2: Einblick in die Nordostecke der Gruft. Das Gruftmauerwerk war nicht verputzt.



Abb. 3: Stiegenaufgang an der Westseite der Gruft. Wie aus dem Foto ersichtlich ist, sind alle Stufen bis auf die vorletzte (von unten gezählt) entfernt und wahrscheinlich für den gotischen Chorbau wiederverwendet worden. Auch der rechte Eckquader beim Stiegenaufgang fehlte bei der Ausgrabung schon. In der rechten Ecke des Grufttraumes ist das viereckige Pfostenloch (mit einer Schnur umrandet) sichtbar.



Abb. 4: Die Stufenführung der Gruftstiege war aus Platzgründen um 90° nach links geknickt. Von der Stiege ist nur der aus grob behauenen Quadern bestehende Unterbau erhalten geblieben. Die besser gearbeiteten Stufen wurden vor der Zuschüttung der Gruft entfernt und vermutlich als Spolien für den gotischen Chorbau wiederverwendet.

Tafel XX



Abb. 6: Rechteckige Pfostengrube (?) in der Nordwestecke der Gruft. Die Aufnahme zeigt das Pfostenloch nach der Ausräumung der wesentlich dunkleren Füllerde. Zur besseren Kenntlichmachung auf dem Bild wurde die Grube mit einer Schnur umrandet.

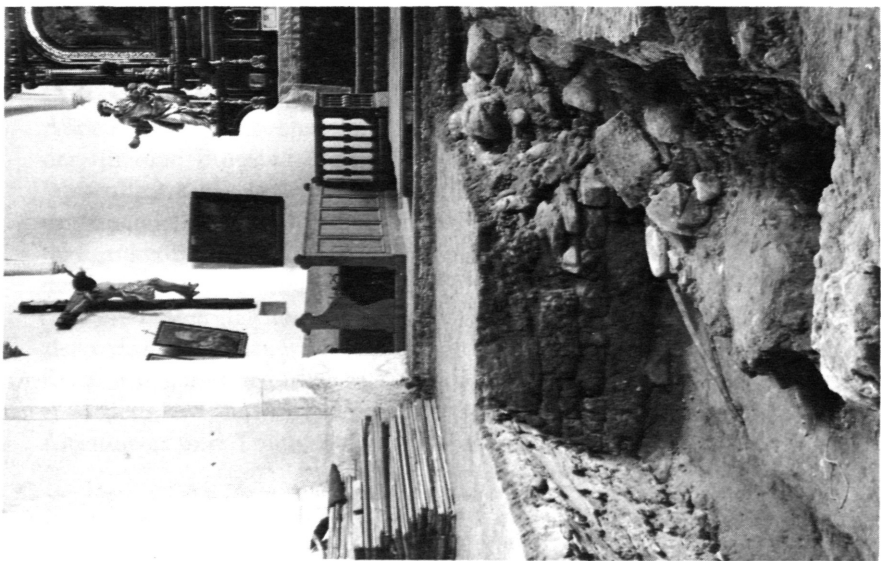


Abb. 5: Einblick in die Nordwestecke der Gruft während der Ausgrabung. Das Mauerwerk wurde aus nur grob behauenen Konglomerat-(Nagelfluh-) und kleineren Kalkquadersteinen errichtet und war nicht verputzt.

ursprüngliche Verbot besonders in der orthodoxen Kirche immer wieder neu auf. Daher hat beispielsweise noch am Ende des 12. Jahrhunderts der berühmte Kanonist der orthodoxen Kirche, Theodoros Balsamos, dem Patriarchen Markos von Alexandria auf eine diesbezügliche Anfrage die Antwort gegeben, daß es unstatthaft wäre, menschliche Gebeine in geweihten öffentlichen Kirchen zu bestatten; dies sei nur in nicht geweihten Gebetskapellen erlaubt. Patriarch Jeremias hat sogar im Jahre 1810 und Patriarch Gregor VI. im Jahre 1838 noch die Sitte verurteilt, Verstorbene in der Kirche zu bestatten¹⁵. Trotz solcher Einsprüche schälte sich in einem langen Entwicklungsprozeß für die Landesherren und Bischöfe das Vorrecht heraus, innerhalb der Kirche ein Grab zu bekommen.

Die gleich bei der Kirchenerrichtung angelegte großräumige Gruft von Aurachkirchen spricht dafür, daß die Kirche primär als Grabstätte für den Kirchenstifter¹⁶ geplant war. Als solcher kommt vermutlich ein Mitglied der angesehenen adeligen Familie der Reichsministerialen und Herzogsdienstmannen »de Urahe« (»von Aurach«) in Frage, die ihren Sitz im nahen Aurach am Hongar gehabt haben soll. Man nimmt an, daß dieses Geschlecht am Ende des 12. Jahrhunderts ausgestorben ist, weil die Auracher im 13. Jahrhundert urkundlich nicht mehr belegt sind¹⁷. Der Lageplatz der Burg der Herren von Aurach ist nicht bekannt. Weil Grabherr glaubte, daß der Name Buchberg eine Verballhornung von Burgberg ist, vermutete er, daß der Sitz der Auracher in Buchberg, das etwa 6 km westlich von Aurachkirchen liegt, bestanden hat¹⁸. Leider ist dort von einem Burgstall nichts zu sehen. Nachdem Aurachkirchen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, wie erwähnt, ebenfalls Aurach geheißen hat, stellt sich die Frage, ob der Sitz der Herren von Aurach nicht hier in Aurachkirchen zu suchen ist. Die Kirche steht beherrschend auf einem Platz, der für eine Burg wie geschaffen wäre, weil man von hier das Aurachtal kontrollieren kann. Das Gelände um die Kirche ist dicht verbaut, und daher sind auch keine Spuren eines ehemaligen Burgstalles mehr sichtbar. 1480 wird im Frankfurter Urbar (f. 170) noch ein »Aurachhof« genannt, und im Keller des Gasthauses neben der Kirche (Aurachkirchen Nr. 13) befindet sich ein mit schweren Steinplatten abgedeckter und daher derzeit nicht zugänglicher, zisternenartig gemauerter, rechteckiger Schacht, bei dem es sich um ein letztes Relikt einer mittelalterlichen Burganlage handeln könnte. Der Sage nach soll außerdem ein unterirdischer Gang in der Sakristei münden, der nach Altmünster und Traunkirchen geführt haben soll.

15 Ders., S. 30 u. Anm. 114 mit Quellenangabe.

16 Walter Haas, Stiftergrab und Heiligengrab. Jahrbuch d. Bayerischen Denkmalpflege, Bd. 28, 1970/71, S. 115–151.

17 Alois Zauner, Vöcklabruck u. d. Attergau, Bd. 1, 1971, S. 36 u. a. Ders., Aurach im Mittelalter, in: Wappenverleihung Aurach am Hongar 1981, S. 10–17.

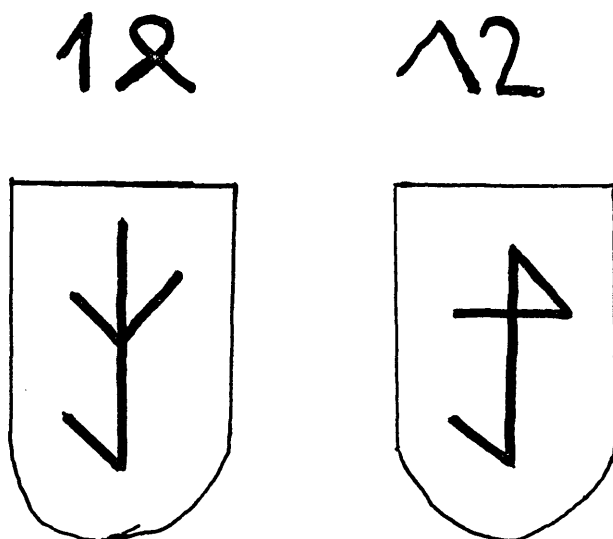
18 Norbert Grabherr, Historisch-topographisches Handbuch d. Wehranlagen u. Herrnsitze Oberösterreichs, 1975, S. 156, Nr. 5.

Nach Meinung der Kunsthistorie (J. Wimmer) ist die Kirche von Aurachkirchen nach stilgeschichtlichen Kriterien im 12. Jahrhundert erbaut worden, und dieses Datum stünde daher mit dem Aussterben der Auracher am Ende des 12. Jahrhunderts nicht in Widerspruch. Nach einer neuzeitlichen Inschrift im Chor der Kirche sollte allerdings die Erbauungszeit 1280 sein, was stilkritisch ebenfalls diskutabel wäre. Die überall zu lesende Ansicht Loderbauers, daß im Jahre 1280 der gotische Chor errichtet wurde, ist nicht akzeptabel. Dieser wird von J. Wimmer (Dehio) an den Anfang des 16. Jahrhunderts gesetzt, dürfte aber nach dem Stil des Netzrippengewölbes etwas älter sein. Bei der letzten Restaurierung (1968) wurden im Chor über dem Mittelfenster eine gotische Bauinschrift »1472« und darunter zwei noch unbekannte wappenförmige Schilde mit einer Art Meisterzeichen¹⁹ freigelegt, und ich vermute, daß es sich dabei um das Jahr der Fertigstellung des gotischen Chors handelt (Textabb. 7). Damit ist auf alle Fälle der Chor 200 Jahre später als 1280 errichtet worden. Summarisch kann man daher sagen, daß die romanische Kirche von Aurachkirchen gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch einen neuerrichteten spätgotischen Chor erweitert wurde. Im Gegensatz zum romanischen Langhaus wurde dieser Chor nicht aus sorgfältig gefügten Quadern, sondern in einer Mischtechnik von Hau- und Bruchsteinen (Zwickelmauerwerk) errichtet. Das Abbruchmaterial der romanischen Apsis wurde hierfür wiederverwendet.

Dem Stilgefühl der Gotik entsprachen wesentlich höhere Raumvorstellungen als der Romanik. Um den romanischen und gotischen Baukörper halbwegs harmonisch miteinander verbinden zu können, mußte daher das romanische Langhaus erhöht werden. Dies hat man in Aurachkirchen durch Tieferlegen des Fußbodens um mindestens 110 cm erreicht. In der romanischen Kirche, in der also der Fußboden mindestens 110 cm höher lag als heute, lag demnach auch das Kirchenportal entsprechend höher. Die Zumauerung dieses Portales ist im Steingefüge hinter dem Vordach des heutigen Portals noch sichtbar. Um dieses hochgelegene romanische Portal benützen zu können, war eine mächtige Außenstiege notwendig, durch die das äußere Erscheinungsbild der romanischen Kirche damals mitbestimmt worden ist. Nach der Tieferlegung des Fußbodenniveaus mußte auch das Portal versetzt werden. Man hat bei dieser Gelegenheit das alte romanische Portalgewände durch das heute noch vorhandene gotische Portal ersetzt. Ein zweites gotisches Portal auf der

19 In der Kirche befanden sich im Jahre 1968 an der Nordmauer des gotischen Chores die beiden Bauinschriften »Ren. 1882, 1912, 1932« und »Erb.: 1280, Ren. 1523, 1680, 1819« und an der Südmauer des romanischen Langhauses die Inschrift »Erb. als röm. Wartturm i. Jahre 9 v. Chr.«. Nach dem Schriftzug sind diese Daten alle später an die Wand geschrieben worden. Alle drei Inschriften wurden 1968 im Zuge der Restaurierung entfernt und durch eine neue Inschrift an der Westmauer (knapp unter dem neuen Dache) mit folgendem Wortlaut ersetzt:

erbaut 1280
Renov. 1523, 1680, 1817
1882, 1912, 1932, 1968.



Textabb. 7: Im Jahre 1968 über dem Mittelfenster des gotischen Chores freigelegte Bauinschrift (Baujahr 1472). Bei den beiden wappenartigen Schildern darunter dürfte es sich entgegen der herrschenden Volksmeinung um keine Stifterwappen, sondern um Steinmetzzeichen oder sonstige Meisterzeichen der Bauführer handeln, wie sie in der damaligen Zeit üblich waren.

Südseite, das später wieder zugemauert wurde, ist ebenfalls im Steingefüge noch deutlich sichtbar. Bei der Untersuchung der Kirche wurde eine zweifelsfreie Baunaht zwischen romanischem Langhaus und gotischem Chor festgestellt. Sie läßt erkennen, daß von der romanischen Kirche nur die beiden Längswände und die Westmauer übernommen wurden. Die Ostmauer des Langhauses mit dem Triumphbogen wurde bei der Errichtung des gotischen Chores völlig neu aufgemauert.

Um den Fußboden der romanischen Kirche mit dem neuen gotischen Chor auf eine Ebene zu bringen, mußte er, wie erwähnt, um mindestens 110 cm abgesenkt werden. Dies war aber nur nach Abbruch der darunter befindlichen Gruft möglich. Die Ausgrabung hat klar erkennen lassen, daß aus diesem Anlaß das Gruftgewölbe im Scheitel eingeschlagen und die Gruft bis zum jetzigen Fußbodenniveau mit Bauschutt aufgefüllt wurde. Das damit geschaffene neue Langhausniveau wurde mit einem schlichten Ziegelpflaster abgedeckt. Dieses gotische Ziegelpflaster war bei der Ausgrabung unter dem Betonestrich des Jahres 1910 noch vollständig erhalten. Im Jahre 1932 wurde laut Rechnung das schon sehr schadhaft gewesene Pflaster mit Brettern belegt, die 1968 noch vorhanden waren.

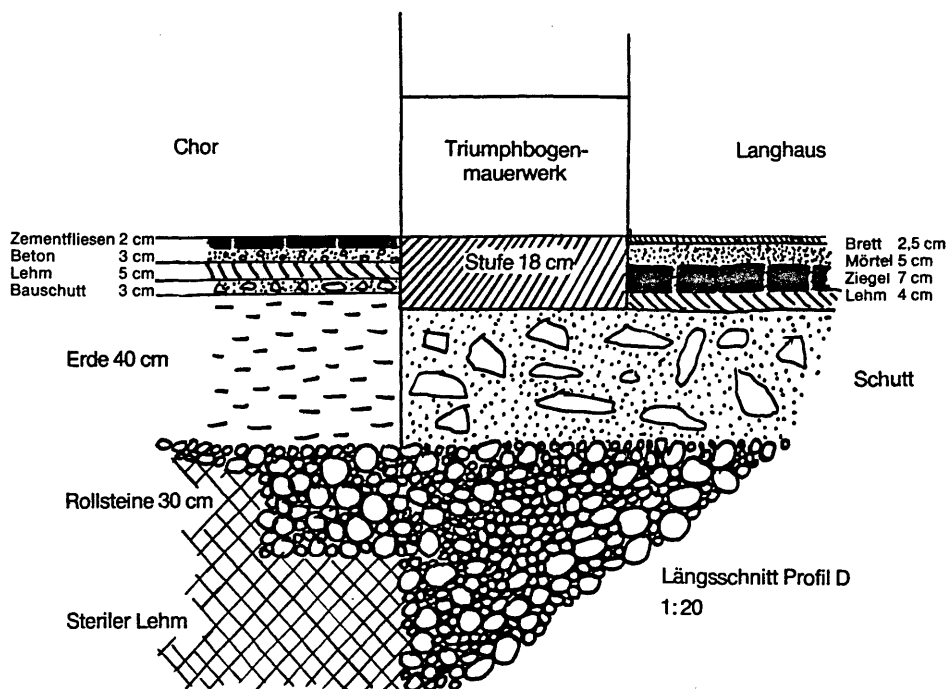
Die Zerstörung der Gruft des Kirchenstifters ist sicherlich nur möglich geworden, weil zu dieser Zeit die Familie der Auracher, wie schon erwähnt,

bereits längst ausgestorben und in Vergessenheit geraten war²⁰. Wo die Gebeine der in der Gruft bestatteten Toten neu beerdigt wurden, ist unbekannt. Bei der Kirche soll sich früher ein Friedhof befunden haben, denn bei einem Brunnenbau zwischen Kirche und Gasthof sind vor mehr als 50 Jahren Gebeine gefunden worden. Die Gruft wurde, wie die Ausgrabung ergeben hat, vor der Zuschüttung völlig ausgeräumt. Auch die vermutlich sorgfältig behauenen Stufen und ein großer Eckquader des Stiegenabganges (Abb. 3) fehlten und wurden sicherlich als willkommenes Baumaterial für den Neubau des Chores benutzt. Auch die Quadern der abgebrochenen romanischen Ostwand und Apsis der Kirche wurden für den Neubau wiederverwendet. Dies ist am Steingefüge des gotischen Chores noch gut erkennbar. Die Gruft enthielt zur Zeit der Ausgrabung keinen Bodenbelag mehr, und ich vermute daher, daß er aus sorgfältig behauenen Steinplatten bestand, die vor der Zerstörung ebenfalls ausgebaut wurden. Für meine Meinung, daß die Gruft einen steinernen Bodenbelag hatte, spricht der Umstand, daß das Gruftmauerwerk ohne jede Fundamentierung auf dem vorgefundenen Erdboden auflag. Dieses wurde daher erst durch den Steinplattenbelag ordentlich abgesteift.

Auf dem Lehm Boden der Gruft wurden Moderreste und zwei total vermoderte, etwa 2 m lange Bretter gefunden. Trotzdem möchte ich einen Bodenbelag aus Brettern ausschließen. Ich vermute, daß diese Moderspuren von den zur Zeit der Gruftzuschüttung bereits modrigen Holzsärgen stammen könnten. In einer kellerartigen Gruft hätte ja ein hölzerner Fußboden nicht lange gehalten, und außerdem hätten sich ja auch von den Querhölzern (Staffeln) noch Spuren finden müssen.

Bei den archäologischen Grabungen wurden in der Gruft zwei Beobachtungen gemacht, die bis heute noch nicht eindeutig enträtselt werden konnten. An der Ostwand, und zwar annähernd in der Mitte, befand sich im Erdboden eine ca. 55 cm tiefe runde Grube mit einem größten Durchmesser von 62 bis 65 cm (Textabb. 9). Diese Grube machte nach ihrer Form (sie ist oben und unten eingezogen) und wegen der besonders glatten Wände den Eindruck, ein großes Tongefäß enthalten zu haben, das vor der Zerstörung der Gruft entfernt wurde (Textabb. 10). Diese Grube war genauso wie die Gruft mit grobem Mauer-schutt des Tonnengewölbes gefüllt. Ein Gipsabguß dieses Hohlraumes, der die Form des darin gestandenen Gefäßes deutlicher wiedergegeben hätte, konnte nicht gemacht werden, weil kurz vor dieser Abformung ein Besucher einen ganz großen Mauerstein losgetreten hatte, der genau in die Grube stürzte. Dieser Stein hat diese so demoliert, daß ein Abguß nicht mehr sinnvoll gewesen wäre. Falls die Gruft, wie ich vermute, mit einem Steinplattenpflaster ausgestattet war, dürfte dieser Bodenbelag auch gleichzeitig die Abdeckung des

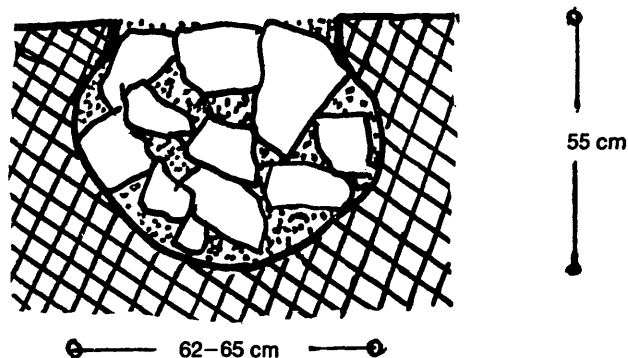
20 Nach dem Orter Urbar aus dem Jahre 1691 (S. 1321) war Aurachkirchen damals Orter Besitz. Wie weit dieses Besitzrecht zurückgeht, ist mir nicht bekannt.



Textabb. 8: Längsprofil D (Übergang vom Chor zum Langhaus). Links von der Triumphbogenmauer ist noch ein Rest des Fundamentes der romanischen Apsis (Rollsteinfundament) sichtbar. Im romanischen Langhaus war der außerhalb der Gruft liegende Raum des Untergeschosses zur Gänze mit Rollsteinen ausgemauert (s. Textabb. 4). Der darüber befindliche Bauschutt stammt aus der Zeit der Errichtung des gotischen Chores (1472). Damals wurde die Gruft zugeschüttet und das Untergeschoß so weit abgetragen, daß der Fußboden des Langhauses mindestens 110 cm tiefer gelegt werden konnte. Durch Aufbringen der sehr unterschiedlich mächtigen Bauschuttschichte (5–30 cm) wurde das endgültig gewünschte Langhausniveau hergestellt. Das Ziegelpflaster des Langhauses dürfte ebenfalls 1472 verlegt worden sein. Wie aus Aufzeichnungen des Kirchenbauvereines ersichtlich ist, wurde das schon sehr stark ausgetretene Ziegelpflaster 1932 mit einem Bretterboden notdürftig überdeckt. Die Betonfliesen des Chores dürften bei der Restaurierung des Jahres 1932 verlegt worden sein.

Gefäßes gewesen sein. Man hat also das eingegrabene Gefäß vermutlich erst nach Entfernung des Bodenbelages wiedergefunden.

Das Rätselhafte bei dieser Beobachtung ist die Frage, welchem Zweck dieses Gefäß gedient hat. Ein ur- oder frühgeschichtliches Brandgrab, das bei der Erbauung der Gruft schon im Boden vorhanden war, wäre gewiß schon beim Gruftbau entdeckt worden, weil ja der Mundsaum des Gefäßes mit der Erdbodenoberfläche der Gruft niveaugleich war. Der völlig frische, ungefestigte Gewölbeschutt, der die Grube gefüllt hat, beweist aber, daß das Gefäß erst bei der Zuschüttung der Gruft entfernt worden ist.

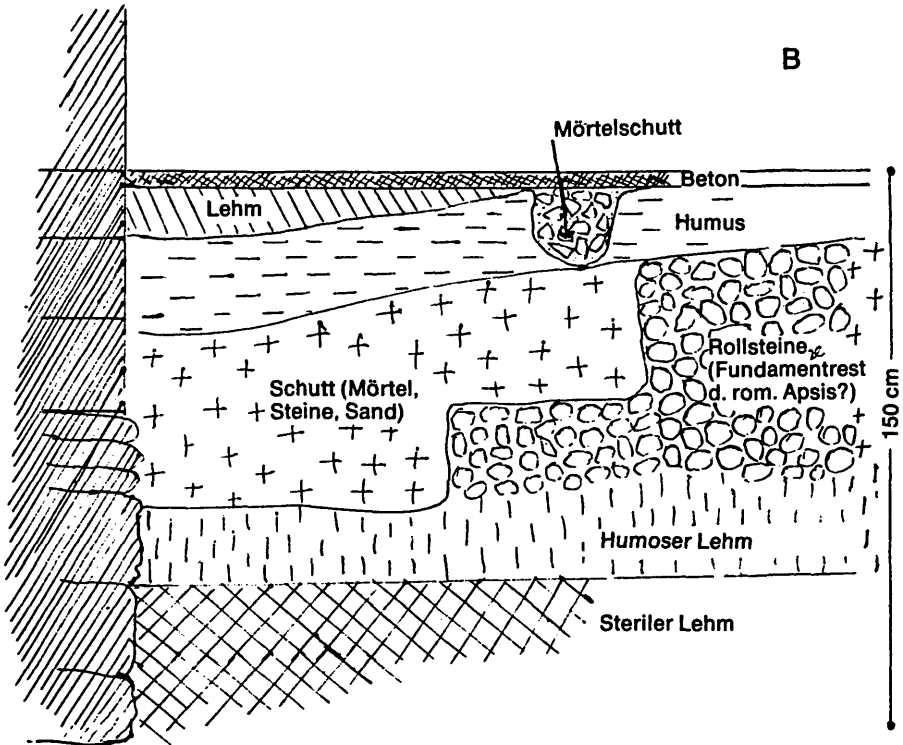


Textabb. 9: Mit Bauschutt gefüllte Grube in der Gruft. Nach der Form dürfte die Grube vor der Zuschüttung der Gruft ein Tongefäß enthalten haben, in der sich vermutlich eine Teilbestattung (Viscera) befand.

Um eine mittelalterliche Aschenurne kann es sich kaum gehandelt haben, weil christliche Brandgräber damals noch ungewöhnlich waren. Vielleicht enthielt das Gefäß die Viscera (= Eingeweide) eines Toten, die man in dieser Gruft bestattet hat. Vor allem bei gehobenen Persönlichkeiten (z. B. Angehörige der Herrscherhäuser und Päpste) war es seit dem Mittelalter üblich, die Eingeweide, besonders die Herzen, aus den Leichen zu entfernen und an einem anderen Ort beizusetzen. Beispielsweise wurde die Viscera der Päpste in der Krypta der Kirche der hll. Vincentius und Anastasius, die Leiche selbst aber in den Grotten von St. Peter bestattet²¹. Vielleicht ist ein Angehöriger der Familie des Kirchenstifters in der Ferne verstorben (z. B. auf einem Kreuzzug), und man hat nur Leichenteile (z. B. das Herz) mitgenommen, um sie in geweihter Heimaterde zu bestatten, ein Brauch, für den es ebenfalls beglaubigte Belege gibt. Eine andere Möglichkeit wäre ein sogenanntes Reliquiengrab, aber ein solches ist in Anbetracht der geringen Bedeutung unserer Kirche kaum anzunehmen. Eine Zusammenstellung solcher Reliquiengräber, die in Kirchen gefunden wurden, hat G. Binding²² veröffentlicht. Auch die Überlegung, daß es sich um eine Abfallgrube für das Wasser, mit dem der Kelch nach der Kommunion gereinigt wurde, und für nicht verbrauchte Hostien und Salböle gehandelt hat, ist wenig wahrscheinlich. Die Grube liegt zu weit abseits vom Altar. Nach den Bestimmungen der Liturgie müssen solche nicht verbrauchte geheiligte Reste zu Ostern verbrannt oder vergraben werden. In den mittelalterlichen Kirchen haben für diesen Zweck nicht selten hinter oder neben dem Altar eigene Abfallgruben bestanden, die nach Gebrauch meist mit

21 Wie Anm. 14, S. 70 ff.

22 Günther Binding, Quellen, Brunnen und Reliquiengräber in Kirchen. Zeitschr. f. Archäologie des Mittelalters, Jg. 3, 1975, S. 37-56.



Textabb. 10: Grabungsprofil B, gesehen von der linken Chorwand bis zur Chormitte. Das Rollsteinfundament der romanischen Apsis war hier ausnahmsweise noch gut erhalten. Die Rollsteine waren hier genauso wie im Langhaus mit ganz magerem Kalkmörtel, der sich fast wie Sand angriff, verfestigt. Weil der zum Apsisfundament gehörende Quader der Außenschale zur Wiederverwendung beim gotischen Chor entnommen wurde, hat sich die hier sichtbare Abstufung des Rollsteinfundamentes ergeben. Die reiche Schichtenfolge des Profils zeigt, daß wahllos so lange das gerade erreichbare Schüttmaterial eingefüllt wurde, bis das gewünschte Chorniveau erreicht war.

einem eisernen Deckel verschlossen wurden. Der vorher zitierte G. Binding, der beste Kenner der Kirchenarchäologie, urteilte über solche »Kultgruben« wie folgt: »Solche in den Boden eingetiefe runde, rechteckige oder kreuzförmige Gruben, für die teilweise eingestellte Tontöpfe und die Abdeckung durch eine Lochplatte und Schwärzung durch Räucherwerk nachgewiesen werden konnte, scheinen im Kult verschiedene Aufgaben erfüllt zu haben: Aufnahme von Reliquienbehältern, Abfallgruben für Reste von Kultgegenständen oder aber als Heilige Gräber im Zusammenhang mit dem Osterspiel²³.«

23 Wie Anm. 21, S. 50.

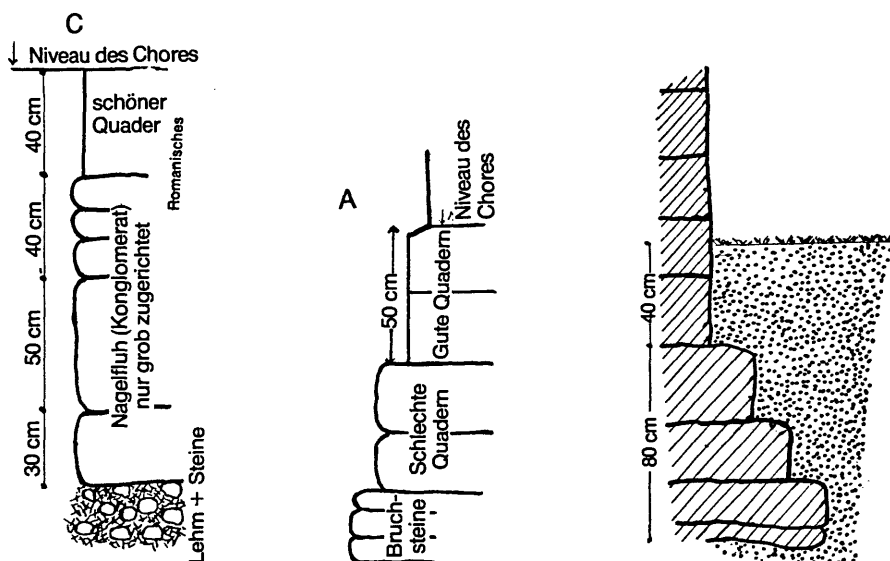
Die zweite Beobachtung, die nicht mit Sicherheit interpretiert werden kann, war eine viereckige, pfostenlochähnliche Grube in der Südwestecke der Gruft. Sie hatte eine Grundfläche von etwa 30×30 cm und die gleiche Tiefe (Abb. 6). Die dunkle Grubenfüllung zeichnete sich vom helleren Lehm des Bodens gut ab. Da ich es für möglich hielt, daß die heutige romanische Kirche über einer vorromanischen Holzkirche errichtet sein könnte, habe ich mit besonderer Gründlichkeit das Areal nach weiteren Pfostengruben, deren Planaufnahme einen älteren Kirchengrundriß ergeben könnte, untersucht. Leider ergebnislos. Im Untersuchungsbereich hat es keinen Vorgängerbau gegeben. Möglicherweise hängt dieses Pfostenloch, falls es nicht schon vor Baubeginn bestanden hat, mit der Gerüstschalung für das Gruftgewölbe zusammen, das ja, wie die im Mörtel noch sichtbaren Bretterfugen nahelegen, ziemlich massiv gewesen sein muß.

Bei den Grabungen im Chorraum wurden zwei sehr schlecht erhaltene Silberpfennige gefunden: ein bayerischer Pfennig des 15. Jahrhunderts mit Rautenschild, der wegen seiner besonders schlechten Erhaltung nicht bestimmt werden kann, und ein Pfennig des Landgrafen von Leuchtenberg-Hals (bei Passau), Johann I., der im Jahre 1407 gestorben ist²⁴. Die beiden Münzen wurden von B. Koch (Wien) bestimmt. Da solche Pfennige auch nach dem Tode des Münzherrn noch im Umlauf waren, sehe ich keinen Widerspruch zu dem von mir vorgeschlagenen Baujahr 1472. Diese beiden Münzen waren die einzigen Funde im gesamten Kirchenbereich.

Zur Überprüfung der Baunaht zwischen Langhaus und Chor wurde an der Nahtstelle sowohl innen (Textabb. 11) als auch außen (Textabb. 12) bis auf die Fundamentsohle aufgegraben. Zur Untersuchung der Fundamentmauern des romanischen Langhauses wurde an der Westmauer der Kirche auch außen ein Suchgraben ausgehoben. Es wurde ein sich treppenartig verjüngender Fundamentsockel freigelegt (Textabb. 13). Die Grabungen außerhalb der Kirche haben über die ohnedies schon zuvor bekannt gewesene Beobachtung hinaus nichts Neues ergeben.

Nach Abschluß der archäologischen Grabungen, deren Aushubmaterial abtransportiert wurde, ist der gesamte Grabungsbereich mit Rollschotter aufgefüllt und durch ein neues Kirchenpflaster abgedeckt worden. Das Gruftmauerwerk wurde, soweit es noch intakt war, im vorgefundenen Zustand belassen, ist also unter dem Langhauspflaster noch vorhanden. Eine Wiederherstellung der Gruft oder Offenhaltung der Grabungsfläche war aus finanziellen und denkmalpflegerischen Gründen und seelsorglichen Rücksichten nicht möglich.

Da nicht nur das Kirchengebäude, sondern auch die Kunstwerke dieser Kirche in der zahlreichen dilettantischen Literatur immer völlig falsch datiert



Textabb. 11: Profil C (Aufgrabung im Inneren der Kirche beim Triumphbogen links). Das Fundament des gotischen Triumphbogens besteht aus fünf verschiedenen dicken, schlecht bearbeiteten Konglomeratquadern und einem sorgfältig bearbeiteten Tuffquader. Das Steinfundament hat an dieser Stelle eine Gesamttiefe von 160 cm. Dieses Quaderfundament ruht auf einem mit Steinen durchsetzten lehmigen Boden. Ob der Boden an dieser Stelle von Natur aus mit Steinen durchsetzt war oder ob die bei der Grabung sichtbar gewordenen Steine erst vor den Bauarbeiten in den Lehm gestampft wurden, um den Boden zu festigen, konnte aus statischen Rücksichten nicht überprüft werden.

Textabb. 12: Profil A (Außenaufragung beim Strebepfeiler an der Baunaht zwischen Chor und Langhaus). Während für das aufgehende, über der Grasnarbe liegende Chorfundament sorgfältig behauene Quader verwendet wurden, sind die unter der Grasnarbe liegenden zwei Quader nur mehr ganz grob zugerichtet, und für die darunter liegenden drei dünnen Steinschichten dürften überhaupt völlig unbearbeitete Steine verwendet worden sein. Wie das Profil zeigt, verjüngt sich das Fundament dreimal. Das vermutlich nachträglich außerhalb des Chores angeschüttete Erdreich ist umgelagerter humoser Lehm.

Textabb. 13: Grabungsprofil an der Westmauer (außen) des romanischen Langhauses. Das Fundament aus grob behauenen Nagelfluhblöcken verjüngt sich stufenförmig. An der Aufgrabungsstelle, an der das Erdreich allerdings einen etwas aufgeböschten Eindruck machte, reichte das Fundament 120 cm unter die Grasnarbe.

worden sind, möchte ich auch zur Einrichtung dieses Gotteshauses noch einige berichtigende Worte anfügen. Die beiden Statuen der hll. Barbara und Katharina sind nicht romanisch, sondern spätgotisch und stammen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Die gotische Gruppe der hl. Anna Selbtritt wird dem Werkstättenkreis um Lienhart Astl zugeschrieben und ist nicht in die Zeit

der Frühgotik, sondern an den Anfang des 16. Jahrhunderts zu datieren. Alle drei Schnitzwerke sind seit 1968 an der Nordmauer des Chores montiert. Die beiden Statuen der hll. Stephanus und Laurentius, die auf dem Altar stehen, sind nicht gotisch, sondern barock und sind für diesen um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschaffen worden. Sicherlich ist auch die Altarmensa nicht romanisch und stammt daher auch nicht aus der Apsis des romanischen Kirchenbaues. Das große Triumphbogenkreuz, das seit 1968 an der nördlichen Langhauswand hängt, hat mit einem romanischen Kruzifix nichts zu tun, sondern ist eine eindrucksvolle Arbeit einer spätgotischen Bildhauerwerkstätte und in die Zeit um 1510 zu datieren. Das Prozessionskreuz schließlich, das seit 1968 über dem Kirchenportal an der nördlichen Langhauswand montiert ist und in der Literatur immer wieder als vorromanisches Kruzifix bezeichnet wurde, ist wohl von allen Bildwerken der Kirche das jüngste. Wenn es auch nach einem ersten flüchtigen Blick auf manchen Besucher etwas altertümlich wirken mag, handelt es sich trotzdem zweifellos um lokale Volkskunst, die nicht selten aus handwerklichem Unvermögen mit einem mehr oder weniger archaischen Gesichtsausdruck gearbeitet hat. Da die Volkskunst erfahrungsgemäß mit der Stilentwicklung der Hochkunst keineswegs in Gleichklang steht, glaube ich, daß man dieses Vortragskreuz kaum älter als hochbarock bezeichnen kann.

Obwohl fast alles, was bisher in der Literatur über die Kirche von Aurachkirchen veröffentlicht wurde, korrekturbedürftig war, sollen meine Berichtigungen und vor allem meine jüngeren Daten der Bedeutung dieses Kirchleins keinen Abbruch tun. Da in Österreich nur wenige romanische Bauwerke erhalten geblieben sind, ist Aurachkirchen als eine der besterhaltenen romanischen Dorfkirchen Österreichs zu bewerten. Durch den Umbau des Jahres 1968 (Holzdecke des Langhauses) ist es gelungen, den gotischen Chor und das romanische Langhaus zu einer eindrucksvollen Raumeinheit zu vereinen. Dieser schöne Kirchenraum wird nicht zuletzt dank seiner wertvollen Einrichtungstücke zu einer der sehenswertesten Landkirchen des südlichen Oberösterreichs, an der kein Besucher achtlos vorbeigehen sollte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [129a](#)

Autor(en)/Author(s): Reitinger Josef

Artikel/Article: [Die archäologischen Grabungen in der Kirche von Aurachkirchen. 147-170](#)